

Sigrid Tschöpe-Scheffler (Hrsg.)

Gute Zusammenarbeit mit
Eltern in Kitas,
Familienzentren und
Jugendhilfe

Qualitätsfragen, pädagogische Haltung
und Umsetzung

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0167-4
eISBN 978-3-8474-0426-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Laura Tunnat, Braunschweig

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

2. Die Bedeutung des Dialogprozesses für die Zusammenarbeit mit Eltern

Johannes Schopp, Jana Marek

Wir leben in einer Zeit, in der es für Eltern wie für Kinder als auch für die Profis existenziell ist, im Kontakt mit sich selbst zu sein. Wir müssen lernen, wer wir selbst sind, denn das stärkt unsere innere Autorität und gibt uns inneren Halt. Wie können wir lernen unserem Menschsein und Tiefenwissen zu vertrauen und uns mit anderen Menschen zu verbinden, statt Einzelkämpfer zu sein?

Der dialogische Prozess schafft Raum für die Erfahrbarkeit dieser Qualitäten. In der Beratung und im Seminar hilft der Dialog, Eltern, Großeltern, Kindern und Jugendlichen, sich selbst und andere besser kennen zu lernen und eigens ihren Weg im Miteinander zu finden. Auf der anderen Seite macht er die Profis, die sich als Teil des Dialogprozesses sehen, sensibel und hilft ihnen, ihre eigene Menschlichkeit zu finden und zu spüren. Das wiederum trägt in der Begegnung mit Menschen zu tieferem Verständnis und Verbundenheit bei und es schützt sie vor Hochmut und vor Besserwisserei. Dieser radikale Paradigmenwechsel verändert unser Denken und unsere Haltung zu Eltern und Kindern vollständig.

Was bitte ist „dialogisch“? – Versuch einer Annäherung

Der hier beschriebene Dialogprozess verlangt, dass wir immer wieder wahrnehmen und reflektieren, wie wir auf Menschen zugehen, wie wir sie sehen ebenso wie unsere persönlichen Bilder und Sichtweisen zu den Menschen und unserer Welt entstanden sind und wie diese wirken. Dialog ist ein Weg, alte, gewohnte, lange geübte Reaktionsweisen in Frage zu stellen, mit dem Ziel, das „Sich-ausgeliefert-Fühlen“ in „Selbst-Verantwortung“ zu wandeln. Durch Verlangsamung haben wir die Möglichkeit zu bemerken, wann wir einmal wieder aus dem alten ‚Wissensvorrat‘ heraus blitzschnell reagieren. Der Dialog kann so heilsam wirken gegen vorschnelle und scheinbar einfache Lösungen, gegen Machbarkeitswahn und die Illusion, alles im Griff zu haben. Er bedeutet Verzicht auf Bevormundung, grundsätzlich und radikal.

Wir wollen so Gelegenheit für echte Begegnung im Buberschen Sinn und für gemeinsames Lernen auf „Augenhöhe“ schaffen. Wohl auch deshalb verbinden Menschen mit dieser Art der Begegnung und gemeinsamem Lernen ein Wohlgefühl.

Dieser Perspektivwechsel erfordert eine entsprechende Kultur des Umgangs miteinander. Was konkret heißt das und wie soll es gelingen, als BegleiterIn eines Dialogprozesses, einen Ort jenseits von „richtig“ und „falsch“ zu schaffen, einen Raum für angstfreies, inspiriertes Lernen und Kreativität, in dem sich achtsames

Zuhören, erkundendes Fragen und gemeinsames Nachdenken entfalten können? Wie identifiziere und vermeide ich die Fallen der Belehrung, der Wissensvermittlung, des Besser-Wissens und des Recht-haben-Wollens? Wissensentstehung kann nicht gemanagt werden, es können lediglich Bedingungen geschaffen werden, die diese fördern (vgl. Scharmer 2011: 93) oder wie Hans Trüb (Trüb 1971: 103) schrieb: „Man kann dem Anderen die Wahrheit nicht bringen, man findet sie miteinander.“

„Der Dialog braucht Menschen, die sich von dem überraschen lassen können, was sie sagen, ihre Gedanken nicht schon geordnet haben und die Bereitschaft besitzen, sich durch das Gespräch beeinflussen zu lassen. Sie haben Fragen, ohne die Antwort zu kennen und fordern die Antwort auch nicht von anderen“ (Isaacs 2011: 124).

In ihrem Buch *Miteinander Denken: Das Geheimnis des Dialogs* empfehlen Martina und Johannes F. Hartkemeyer sowie Freeman Dhority zehn grundlegende „Kernfähigkeiten“ für den Dialog-Prozess. Diese Kompetenzen entwickelte Dhority aus seiner Arbeit in Peter Senges „Organizational Learning Center“ des MIT (Massachusetts Institute of Technology) der Bostoner Universität und aus seiner Erfahrung als Mitbegründer des MIT „Dialogue Project“. Sie sind als weitaus mehr als nur geübte Fertigkeiten zu verstehen. Sie fordern uns heraus, wesentliche Seinsqualitäten zu entwickeln und auszudrücken. Schon die erste Kernfähigkeit: „Die Haltung eines/einer Lernenden einzunehmen“, konstatiert, dass es sich eben um eine *Haltung* und nicht um eine Kommunikationstechnik handelt. Wie auch bei weiteren fünf der Kernfähigkeiten, die uns herausfordern (vgl. Hartkemeyer et al. 1999: 78ff.; Hartkemeyer/Hartkemeyer 2005: 38ff.):

- die eigenen Annahmen und Bewertungen in der Schwebelage zu halten und ihnen kritisch auf den Grund zu gehen,
- von Herzen zu sprechen,
- zuzuhören in einer Weise, die es dem Gegenüber möglich macht, Wahrhaftiges anstatt Oberflächliches mitzuteilen,
- die eigenen Beweggründe offenzulegen,
- der „Welt des Gegenübers mit radikalem Respekt zu begegnen“ (Dhority).

William Isaacs, der Leiter des MIT Dialogue Project, betont die Wichtigkeit der Gefühlswelt für den Dialog:

„Im Dialog lernen wir, unser Herz ins Spiel zu bringen. Das ist nicht dasselbe wie ein Schwelgen in Gefühlen. Es bedeutet, den großen Bereich reifer Perspektiven und Sensibilität zu kultivieren, den wir im beruflichen Kontext meist nicht berücksichtigen und ignorieren“ (Isaacs 2011: 53).

Dialog als Haltung

Die dialogische Haltung hält dazu an, uns ständig um Achtsamkeit und Präsenz zu bemühen und uns für das Wesen des anderen zu sensibilisieren, sowohl für das Wesentliche im anderen als auch für die eigenen Wahrnehmungsmuster, Urteile und Bewertungen. Diese Haltung lebt von gegenseitigem Respekt, schöpferischem Zuhören und Sich-authentisch-mitteilen-Können. „Respekt bedeutet hier, auf das Beste in einem Menschen zu achten und die Mitmenschen als Geheimnis zu betrachten, das man nie wirklich ergründen kann“ (Isaacs 2011: 109). Unter diesen Bedingungen reifen Menschen persönlich, und in Gruppen praktiziert entfaltet sich die Intelligenz der Gruppe. Die dialogische Haltung bedeutet, auch und gerade im beruflichen Kontext, bereit zu sein, sich selbst mit seinem Menschsein in die Begegnung mit dem jeweiligen Gegenüber einzubringen. Selbst Teil der Partnerschaft mit den Eltern, Klienten, Gästen, Kunden, Patienten – wie immer wir die „anderen“ auch nennen, mit denen wir arbeiten – zu sein. Wenn ich diesen Teil als zu mir gehörig erlebe, bin ich selbst Vater, Mutter, Lehrerin, Kind, Ratsuchender, eben das Gegenüber. Mit diesem Bewusstsein werde ich wahrscheinlich achtsamer und rücksichtsvoller (re)agieren. Diese Partizipation zweier Partner an einem gemeinsamen Prozess ist für Buber Teil dessen, was er mit dem Begriff „eines Menschen innwerden“ beschreibt.

„Eines Dings oder Wesens innwerden heißt ganz allgemein: es als Ganzheit und doch zugleich ohne verkürzende Abstraktionen, in aller Konkretheit erfahren. [...] Solch ein Innwerden ist aber unmöglich, wenn und solange der andere mir das abgelöste Objekt meiner Betrachtung oder gar Beobachtung ist [...]; es ist erst möglich, wenn ich zu dem andern elementar in Beziehung trete, wenn er mir also Gegenwart wird“ (Buber 1997: 284).

Der Dialog lässt Raum und Zeit für menschliches Sein, für Unvollkommenheit, für Fort- und auch Rückschritte, für Langsamkeit und Anderssein, Eigensinn und Selbsterforschung. Wir verstehen den Dialogprozess als Ort der Begegnung und des Austauschs ohne Machtanspruch, als Inspirations- und Kraftquelle, als (neuen oder anderen) Weg zu einer aufbauenden, salutogenen Kommunikation¹ und als Ort für Vertrauen, für Heimat und Selbstreflexion. Im Dialog lassen wir zu, irritiert und erschüttert zu werden um den Preis und die Chance, dass unser Denken, unser Glauben und unsere Überzeugungen über Konzepte, die Natur, die Gesellschaft und die Welt zusammenstürzen, aber auch erweitert werden können.

1 Theo Petzold, der die Theorie der Salutogenese von Antonovsky weiterentwickelt, versteht aufbauende oder auch „salutogene Kommunikation“[®] als Suche nach dem Gelingenden, nach dem, was einem nachhaltig gut tut, und danach, was die eigene Stimmigkeit und die der jeweiligen anderen Menschen im Umfeld fördert, ihnen Kraft gibt etc. Es ist ein Unterschied, ob ich frage, warum es mir gerade schlecht geht, oder ob ich den Blick darauf richte, was ich tun kann, damit es mir wieder gut geht.

Die Kraft innerer Bilder

Im Dialog erzählen sich die Teilnehmer „echte“ Geschichten ihres eigenen Lebens, Geschichten aus der Kindheit, aus der Gegenwart, kuriose Geschichten, die unter die Haut gehen, die Gefühle aktivieren. Gerade dieses Erzählen unter Zeugen schafft innere Bilder, die je nach dem den Eltern Kraft verleihen oder auch schmerzen können. Das Gefühl von Zugehörigkeit, das so entsteht, wirkt sich heilsam aus, weil sie das Vertrauen und die Zuversicht der Einzelnen in sich selbst, in andere Menschen und in die Welt fördert. Auch Geschichten aus Büchern, Metaphern und Aphorismen können die Beteiligten zu existentiellen Themen und Fragen führen, nach dem eigenen Sinn, nach dem Sinn des Lebens allgemein und nach der eigenen Perspektive. Antony de Mello hat einmal sinngemäß gesagt: *Kinder brauchen Geschichten zum Einschlafen, Erwachsene dagegen zum Aufwachen*. In gewisser Weise geht es im Dialog mit Eltern um ein Aufwachen, um ein Aussteigen aus der Spirale, die sich ausschließlich um die Kinder dreht.

Das Prinzip der Gleichwürdigkeit als Basis in der Arbeit mit Kindern und Erwachsenen

Der Familientherapeut Jesper Juul führte den Begriff der Gleichwürdigkeit ein (vgl. Hartkemeyer/Hartkemeyer 2005: 99ff.). Dieser lässt erahnen, dass es im Dialog um wesentlich mehr geht als um einen besonders freundlichen und wertschätzenden Umgang miteinander. In „Gleichwürdigkeit“ stecken die Begriffe „gleich“ und „Würde“. Im Dialog begegnen sich alle in Würde und Anerkennung für ihr Mensch-sein, wichtige Bedingungen für Lernen und Wachstum: weder ein einseitiger Akt noch eine herablassende Geste. Im Dialog, wie ihn Buber meint, geschieht Beziehung in der Begegnung in wechselseitiger Anerkennung der Einmaligkeit. In diesem, wenn auch nicht zu erzwingenden, Moment, lassen sich beide Seiten aufeinander ein. Dieser Augenblick der bedingungslosen Anerkennung wird häufig von den Beteiligten als Verbundenheit erlebt. Es mag widersprüchlich klingen, aber gerade das Gefühl der Verbundenheit bringt dem Einzelnen ins Bewusstsein, dass wir sowohl verschieden als auch getrennt voneinander sind. Und ist nicht gerade die Getrenntheit eine wichtige Voraussetzung für eine echte Begegnung? Sich dem Anderen radikal respektvoll zuzuwenden ist die Basis für eine vorurteilsbewusste Begegnung.

Die Kraft gegenseitiger Würdigung

„Dialogisches Leben ist nicht eins, in dem man viel mit Menschen zu tun hat, sondern eins, in dem man mit den Menschen, mit denen man zu tun hat, wirklich zu tun hat“ (Buber 1998: 44).

Begegnung und Kontakt braucht der Mensch existentiell, schreibt Buber. Kontakt bedeutet zuerst menschliche Bindung. „Der Mensch braucht die anderen Men-

schen, um sein Selbstwissen in Bewegung zu bringen“, heißt es bei Cornelia Muth (Muth 1998: 57). In der Lernpraxis offenbart sich diese Haltung u. a. dadurch, dass der „Lehrer“ die „Schüler“ nicht belehrt, sich und sein Wissen nicht über sie stellt, sondern ihnen „von Wesenskern zu Wesenskern „ (Buber) begegnet. Die würdige(nde) Begegnung, den konstruktiven Austausch von Erfahrungen, erleben die Beteiligten als persönlichkeitsstärkend, mitunter sogar als heilend. Für Martin Buber ist es geradezu „unerlässlich“, sich auf das „Einandergegenüber“ einzulassen, auf die „Sphäre des Zwischenmenschlichen“. Deren „Entfaltung nennen wir das Dialogische“ (Buber 1997: 276).

Deshalb beschreiben wir unsere Arbeit heute so: die Menschen sehen, sie würdigen, mit besonderer Achtsamkeit hinhören, erfassen, was sie zu sagen oder zu verschweigen haben, immer wieder hinsehen und radikal respektieren, wie und für was sie sich entscheiden (wollen). Eine besondere Herausforderung für Menschen in helfenden und lehrenden Berufen: Sich auf ein Kind oder einen Erwachsenen persönlich einzulassen, sich von der Begegnung berühren zu lassen, scheint vielen zunächst gewöhnungsbedürftig. Sich mit dem ganzen Wesen einzubringen rührt an den Grundfesten eines auf professioneller Abstinenz basierenden Selbstverständnisses helfender, heilender oder lehrender Berufe. Die Begriffe „persönlich“ und „privat“ werden synonym verwendet, und das führt häufig zu Missverständnissen. Im Dialog jedoch unterscheiden wir: „Persönlich“ heißt für uns, sich mit seinem ganzen Wesen zu zeigen, sich selbst nicht vorzuenthalten, sich als Mensch in die Begegnung einzubringen. „Privat“ konnotieren wir mit der Veröffentlichung von Details des eigenen Lebens. Dialogisch agierende Menschen spalten (sich) nicht „in ein privates noch in ein öffentliches Selbst“, kommentiert Muth. Denn sie halten Zwischenmenschlichkeit überall und nicht nur im Privaten für erlebbar. Die Zwischenmenschlichkeit soll zu Hause und in der Öffentlichkeit gleichermaßen gelten. „Der Mensch kann nicht allein im privaten Kreise sein dialogisches Leben verwirklichen“ (Muth 1998: 67).

Ob und wie es mir als Begleitendem gelingt, mit meinem Gegenüber in Kontakt zu treten, hängt wesentlich von meiner Einstellung und meinen Motiven ab. Um eine Person in ihrer Ganzheit zu sehen, bedarf es des zweiten Blicks da, wo ich noch einmal genau hinschauen sollte. Als Unterstützung/Erinnerung für diesen immer wieder notwendigen Prozess des Hin -Schauens setzen wir die „Goldene Brille“ auf. „Der Ausdruck ‚*Ich sehe dich*‘ bedeutet, den andern in der Welt zu halten“ (Isaacs 2011: 105). Dieser kraftvolle und heilsame Akt wird im Dialogprozess erfahren und kann in das Leben integriert werden. „Aktiver Respekt ist im Grunde die Aufforderung andere zu legitimieren“ (ebd.).

Jemanden im Kern zu „erreichen“ heißt also vor allem, eine Beziehung mit ihm aufzubauen. Die Qualität dieser Beziehung wird für Menschen dadurch spürbar, wie sie in ihrer Einzigartigkeit wahrgenommen und bestätigt werden. Im besten Falle bedeutet es: Jeder Einzelne fühlt sich uneingeschränkt respektiert und gewürdigt für alles, was ihn als Menschen ausmacht. Diesem Anspruch steht bei vielen Professionellen ihr Selbstverständnis entgegen, als Person mit Wissensvor-

sprung zu helfen und gegebenenfalls das Verhalten Einzelner „positiv“ zu beeinflussen. Nicht selten müssten sich LehrerInnen, PädagogInnen, TherapeutInnen die für sie bange Frage stellen: „Wer bin ich denn (noch), wenn ich nicht im klassischen Sinn meine Hilfe, mein Wissen, meine Erfahrung dem anderen *vermitteln* soll? Woraus ziehe ich meinen Selbstwert, wenn nicht (mehr ausschließlich) ich es bin, der oder die stärkt bzw. hilft? Gebe ich meinen gesellschaftlichen Habitus als Wissende auf, wenn ich sage: „Ich weiß nicht, welcher jetzt der richtige Weg ist.“?

Trotz aller idealen Motive, zeigt der Dialogprozess immer was ist, d.h. wie es um meine dialogischen Qualitäten bestellt ist. Die Beteiligten werden sich ihrer undialogischen Anteile und Verhaltensweisen bewusst. In welchen Situationen bin ich mir selbst oder meiner Partnerin bzw. meinem Partner gegenüber respektlos, höre nicht wirklich hin, bin in meinen Urteilen und Bewertungen gefangen? Wo will ich Recht haben, kann ich nicht vergeben, kann ich nicht wirklich offen sein und gebe stattdessen dem Anderen die Schuld für diese oder jene Situation? Das im-Dialog-sein ermöglicht tiefe Reflexionsprozesse, die Wandlung und Heilung von undialogischen hin zu dialogischen Aspekten bewirken, damit ich selbst und die Beziehung zu den anderen wieder in den Fluss kommen.

Eltern begleiten, statt sie abzuholen

„Ich weiß nicht und kann nicht wissen, wie mir unbekannte Eltern unter mir unbekanntem Bedingungen ein mir unbekanntes Kind erziehen können – ich betone ‚können‘ nicht ‚wollen‘ und auch nicht ‚sollen‘“ (Korczak 1999: 10).

Im Ringen darum, die Menschen unterschiedlicher Gruppen zu erreichen, wird immer wieder die zunächst positiv konnotierte Redewendung bemüht: „Wir holen die Leute da ab, wo sie stehen.“ Haben Sie schon mal jemanden sagen hören: „Wir holen den Chef, die Therapeutin, den Sozialarbeiter oder die Ärztin da ab, wo sie oder er steht“? Das klingt merkwürdig. In der Symbolik des „Abholens“ steckt auch, davon überzeugt zu sein zu wissen scheint, wohin es gehen soll. Wer Subjekt und wer Objekt ist, ist klar definiert. Wenn wir diesem hierarchischen Gedanken folgen, ergeben sich Wortpaare wie: Wissende – Unwissende, Willige – Unwillige, Bildungsträger – Bildungsferne, Leistungsträger – Leistungsverweigerer, Diagnosesteller – Diagnostizierte, Lehrer – Belehrt, oben und unten.

DialogbegleiterInnen vermeiden dementsprechend, von einem eigenen „Wissensvorsprung“ auszugehen. Sie erkennen an, dass jeder Mensch über eigenes, je anderes Wissen und eigene und je unterschiedliche Erfahrungen verfügt, keine höheren und keine niederen. Wer für sich einen Vorsprung deklariert, distanziert sich und schafft eine hierarchische Ordnung.

Notwendig ist an dieser Stelle die grundsätzliche Auseinandersetzung mit Macht, „Behandlung“ und Kontrolle auf der einen und Handeln und erlebter Selbstwirksamkeit auf der anderen Seite. Das Ziel: ein entwicklungsorientiertes Menschenbild. Dazu unumgänglich: die Abkehr vom alten autoritären, paternalistischen Bild des Hilfsbedürftigen, der zur „Mitarbeit“ gebracht werden muss. Weg z.

B. von der „erziehenden Elternaktivierung“ hin zum „gleichwürdigen Dialog“. Wie viel Kompetenz für eigenes Lernen und Leben traue ich mir und anderen zu? Möglicherweise würden wir als Profis sensibler, würden wir uns als Profis selbst einer „Video-Work-Analyse“ stellen, bevor wir andere mit diesem Medium zu analysieren gedenken.

Das Zusammenleben und Arbeiten in Familien hat etwas mit mutigem Experimentieren zu tun, beschrieben auch als gemeinsamer Lebens-, Lern- und Entwicklungsweg (vgl. Schopp 2013: 24f.). Erwachsene und Kinder lernen mit- und voneinander. Weil jeder Mensch einzigartig ist, sehen DialogbegleiterInnen ihre Aufgabe darin, Eltern, Großeltern und Kinder in kreativen Prozessen auf der Suche nach deren eigenen Wegen und Entscheidungen zu begleiten, anstatt sie mit fertigen Lehr-, Lern- und Verhaltensprogrammen oder Argumenten zur Anpassung zu lenken oder gar zu drängen. DialogbegleiterInnen schaffen einen geschützten Rahmen zum Auf-sich-selbst-Besinnen und zur wohlwollenden Selbstreflexion. Sie sehen sich in diesem Prozess als Gesprächspartner, die sich persönlich nicht vorenthalten. So ergänzen sich Erfahrungswissen und Expertenwissen gleichrangig.

Ein Beispiel aus der Praxis: Elternabend an einer Gesamtschule. An diesem Abend entsteht dank der dialogischen Haltung genau die Atmosphäre für ein „echtes Gespräch“. Das ermutigt im wahrsten Sinne des Wortes zwei Mütter, vor 15 „Zeugen“ zuzugeben, dass sie ihre Kinder nicht so lieben können, wie sie sich das wünschen, weil sie mit deren Fremdheit nicht zurechtkommen. Entscheidend in dieser Situation war, dass nicht nur die beiden Protagonistinnen, sondern auch die anderen Eltern eine tragfähige Sicherheit spürten, etwas „Echtes“ sagen zu dürfen. Schon durch das Aussprechen begann, deutlich spürbar bei beiden, der Prozess des Umdenkens. Sie wollten und konnten nichts beschönigen, nicht schnell eine Änderung ihrer Sicht oder ihrer Gefühle vermelden. Das einfache Symbol für den Blick durch die „goldene Brille“² war an diesem Abend eine große Lupe, die in der Mitte der Sitzrunde lag. Mit dieser Lupe in der Hand, gelang es beiden Müttern, mit dem Rückhalt der Gruppe unmittelbar aus ihrem gedanklichen Hamsterrad auszusteigen. Die Lupe hatte offensichtlich die Funktion eines Katalysators. Beide fanden nun doch Anhaltspunkte für Wesenszüge und Verhaltensweisen ihrer Kinder, über die sie sich freuen konnten und auf die sie sogar stolz waren. Ihr tiefes Wissen und ihre Gefühle der Liebe waren verschüttet bzw. überlagert von Erwartungen, wie ihr Kind sein sollte.

An diesem einen Abend der insgesamt fünf Treffen löste sich bei beiden Müttern ein Knoten. Sicher auch bei anderen, die miterlebten, wie heilsam es sein kann, sich auf einen offenen Prozess mit im Grunde fremden Menschen einzulassen und den Schatz in sich selbst wiederzufinden. Der Prozess des Selbst-Suchens und Selbst-Findens wurde von der Gruppe gespannt, fiebernd und Freude teilend

2 Die so genannte „goldene Brille“ ist ein Symbol des Konzepts „Ermutigung zum Dialog“. Die goldene ist nicht mit der „rosaroten“ Brille zu verwechseln, mit der etwas beschönigt oder „schöngefärbt“ werden soll.

mitgetragen. Alle waren innerlich beteiligt und erfuhren diese Verbundenheit und Stärkung ebenso wie die beiden Mütter.

Schatzsuche statt Fehlerfahndung – Eltern schauen in den Spiegel

Folgendes ereignete sich in einem Seminar mit Eltern aus einer eher „bürgerlichen“ Gegend der Stadt: Eine Teilnehmerin echauffierte sich über die erste der sogenannten „Einladung zum Dialog“³ (Schopp 2013: 222), wonach jede und jeder den gleichen Respekt genießt. „Ich kann Menschen, die ihr Kind schlagen, keinen Respekt schenken. Da ist für mich eine Grenze.“ Zunächst zeigten sich die TeilnehmerInnen überrascht. Dann herrschte abwartende Stille im Raum. Als Dialogbegleiter dankte ich der Mutter für ihren Beitrag. Das ermutigte alle anderen Eltern, ihren individuellen Umgang mit „Erziehungsmitteln“ wie Schlagen, der sogenannten „ausrutschenden Hand“ und Sanktionen anderer Art offenzulegen. In dieser intensiven Atmosphäre kam es plötzlich nicht mehr auf Etikette und wohlfeiles pädagogisches Verhalten an. Niemand schloss sich aus. In diesem Moment wurde für alle spürbar, welche gespannte Aufmerksamkeit durch solche Schilderungen in der Gruppe entsteht. Dies war lebendiges, existentielles Zuhören. Wir sprachen gemeinsam, die Dialogbegleitung eingeschlossen, über gelungene und gescheiterte Versuche, ohne Verletzungen und Entwürdigungen der Kinder auszukommen. Scham und Schuldgefühle der Eltern nach ihren „untauglichen“ und verbotenen „Erziehungsversuchen“ nahmen einen großen Raum ein. Die Kernfähigkeit „Sprich von Herzen“ erwies sich als ausgesprochen alltagstauglich. Die Mutter, die hier den Anstoß zu einem Dialog zum Thema „Respekt“ geliefert hatte, fühlte sich zwar leicht beschämt, jedoch nicht ausgegrenzt oder vorgeführt. Alle konnten ihr Gesicht wahren. Auch hier galt das dialogische Prinzip, dass allen Menschen mit Würde begegnet wird.

In sich selbst nach Schätzen zu suchen anstatt nach Defiziten ist eine Herausforderung. Kaum ist ein Fehlverhalten von außen oder „oben“ erkannt, wird dem Diagnostizierten eine Vereinbarung abgerungen, sich doch bitte zukünftig „besser“ zu verhalten. Respektvolle Begleitung anzubieten bei der Suche nach den eigenen Qualitäten in sich selbst ist eine der großen Chancen des Dialogs. Diese Suche bedeutet nämlich nicht nur, daran zu glauben, dass etwas gelingt, sondern auch, etwas dafür tun zu können, will man neue Erfahrungen machen. Die emotionalen Erfahrungen, im Dialog-Setting geschützt durch den „Container“, führen eher zu neuen Haltungen und Verhaltensweisen als die sachliche Analyse von Fehlern. Im Dialog kann sich für alle Beteiligten Wesentliches ereignen. Dialog ist das Wagnis, sich zu öffnen. Vor sich selbst und vor anderen. Die Dialogbegleiter sind für diesen „Container“ verantwortlich, den Vertrauensraum, der Sicherheit und Offenheit und die Möglichkeit einer entspannten und angstfreien Atmosphäre

3 Im Dialog sind auch Begriffe im Wandel. In den ersten drei Auflagen von Eltern Stärken hieß es noch „Dialog-Regeln“. Das klang zu normativ.

schaft. Innerhalb dessen forschen die Beteiligten gemeinsam nach dem Gelingen im Leben.

„Der Dialog ist vergleichbar mit einer musikalischen Gruppenimprovisation. Es gibt keine unpassenden Töne. Jeder Ton ist wichtig. Jeder Ton macht das Stück zu dem, was es ist. Es gibt kein Gut und Schlecht, kein Falsch und Richtig. Selbst wenn – im übertragenen Sinne – dem Cellisten an seinem Instrument eine Saite risse, gehörte dies zum Werk, wird gegebenenfalls sogar von andern aufgenommen und als Inspiration erlebt“ (Schoneberg 2012).

Das Stichwort „Schatzsuche statt Fehlerfahndung“ zeigt deutlich die grundsätzliche Haltung in der Arbeit mit Einzelnen und Familien. Die konkreten Inhalte der Beratung und des Seminars orientieren sich an den Bedürfnissen der Gruppe und der Teilnehmer. Die dialogische Haltung schafft respektvollen Raum für individuelle Antworten auf Fragen, die das Leben stellt und die persönlichen Lernwege der Einzelnen. Für einen gelingenden Dialog ist es wichtig, alle Themen zuzulassen. Dialogbegleiter achten nicht nur darauf, alle Beiträge der TeilnehmerInnen ohne Wertung nebeneinander stehen zu lassen, sondern auch darauf, Menschen mit gefühlt „merkwürdigen“ Ansichten in der Gruppe zu halten.

Kohärenz und Stimmigkeit – Salutogenese versus Pathogenese

Aaron Antonovsky entwickelte die Theorie der Salutogenese, der Entstehung von Gesundheit (*salus*: gesund, *genese*: Entstehung). Er setzt damit der pathogenetischen Sicht etwas entgegen, die vorwiegend nach Ursachen für Krankheit, Leid und soziale Auffälligkeit fahndet. Er reflektiert darüber, wie es gelingen könne, dass ein Mensch „heil“ durch Höhen und Tiefen gehe. Aus pathogenetischer Sicht sollen Menschen gerettet oder vor Unheil bewahrt werden. Antonovsky nimmt an, dass Menschen sich, nicht nur unvermeidlich, sondern *notwendigerweise* an Herausforderungen bewähren können und müssen. Seine Theorie zielt darauf ab, an Herausforderungen zu wachsen, Widerstandsfähigkeit und Überlebenstechniken zu entwickeln, was er auch „Kohärenzgefühl“⁴ nennt. In vielen Fällen erscheint es ihm sogar als kontraproduktiv, jemandem eine Krise zu nehmen, einen „Krisenklaue“ (Lechler 1997: 22) zu begehen, wie der Arzt und Suchttherapeut Walther Lechler es nannte. „Meine fundamentale philosophische Annahme ist“, so sagt Antonovsky,

„daß der Fluß der Strom des Lebens ist. Niemand geht sicher am Ufer entlang. Darüber hinaus ist für mich klar, daß ein Großteil des Flusses sowohl im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinn verschmutzt ist. Es gibt Gabelungen im Fluß, die zu leichten Strömungen oder in gefährliche Stromschnellen und Strudel führen. Meine Arbeit ist der Auseinandersetzung mit folgender Frage gewidmet: ‚Wie wird man, wo immer man sich in dem Fluß befindet, dessen Natur von historischen, soziokulturel-

4 In der Originalausgabe mit dem Titel *Unraveling the Mystery of Health. How People Manage Stress and Stay Well* heißt es „sense of coherence“. Die Übersetzung mit dem Begriff »Kohärenzgefühl« stammt von Alexa Franke, 1997.

len und physikalischen Umweltbedingungen bestimmt wird, ein guter „Schwimmer“ (Antonovsky 1997: 92)?

Dem eigenen Tempo folgen – schöpferisches Lernen

Viele kennen die Karikatur von Hans Traxler: Ein Hund, eine Robbe, ein Goldfisch, ein Elefant, zwei Vögel und ein Affe werden von ihrem Lehrer aufgefordert, auf einen Baum zu klettern (vgl. Klant 1983: 25): „Zum Ziele einer gerechten Auslese lautet die Prüfungsaufgabe für Sie alle gleich: Klettern Sie auf den Baum!“, heißt es in einer Sprechblase. Diese Art der „Eignungsprüfung“ hat eindeutig ihre Grenzen. Deutlicher lässt sich kaum zeigen, dass wohl jeder eine andere Herausforderung braucht, um etwas für ihn Bedeutsames zu tun oder zu zeigen. Das erahnen auch immer mehr Akteure in der Bildungsbranche. Ihnen wird bewusst, dass sie, um schöpferische Lernprozesse zu fördern und potenzialentwicklungsfreundliche Erfahrungen zu ermöglichen, ihre Art, zu führen, zu lehren, zu beraten oder zu unterrichten, neu ausrichten müssen.

Im Dialogprozess kann jeder in seinem eigenen Tempo lernen. Zugleich ist er Teilnehmer eines dynamischen Gruppenprozesses. Durch die Vielschichtigkeit des Dialogs lernen alle Beteiligten miteinander, gleichzeitig und sehr intensiv an persönlichen „Baustellen“. Martin Buber beschreibt es so: Die Möglichkeit einer Begegnung zwischen einem Ich und einem Du findet nur da statt, wo sich zwei Subjekte in einem „Atemraum des echten Gesprächs“ (Buber, 1997: 294) ohne Bedingungen und ohne zu erreichendes Ziel treffen.

„Die Beziehung zum Du ist unmittelbar. Zwischen Ich und Du steht keine Begrifflichkeit, kein Vorwissen und keine Phantasie [...]. Zwischen Ich und Du steht kein Zweck, keine Gier und keine Vorwegnahme [...]. Alles Mittel ist Hindernis. Nur wo alles Mittel zerfallen ist, geschieht Begegnung“ (Buber 1997: 15f.).

Dialog ohne Humor ist ein Witz⁵

Was der Dialog neben all seiner Ernsthaftigkeit braucht, ist Humor. Humor als eine Art „Schmiermittel“ wirkt sich mildernd aus auf zu viel Angst, übertriebene Liebe, rigide Macht, zu strenge Ordnung und sklavisches Zeitverständnis, mit anderen Worten: auf jede Verbissenheit. Gerade lebenswichtige Themen wie Erziehung, Unvollkommenheit, Ängste, Aggressivität, Abhängigkeit, Sucht und Krankheit sowie deren Bewältigung sind zumeist angstbesetzt und werden häufig als Last empfunden. Die Enge, die manche empfinden, steigert sich, wenn Menschen, die einander nicht näher kennen, an einem unvertrauten Ort zusammen kommen. Umso heilsamer und erleichternder wirkt dann der Humor. Gemeinsames Lachen tut gut, bringt Leichtigkeit und ist befreiend. Dem Variantenreichtum auch in Sachen Humor sind keine Grenzen gesetzt, und wohl dem, dem es gelingt, den häufig dicht

5 Dieser Satz wandelt eine Aussage von Simon und Rech-Simon (1999: 284) ab und drückt aus, welche Bedeutung der Humor in Beratung und Therapie hat.

beieinanderliegenden tragischen Aspekten einer Situation die ebenso vorhandenen komischen Aspekte als Rivalen zur Seite zu stellen. Das erspart oft Zeit und Mühe und macht manchen ansonsten Energie zehrenden Prozess überflüssig. Wo Lachen möglich ist, hat Angst weniger Chancen.

„Seine erfrischendste und heilsamste Wirkung entfaltet der Humor, wenn er deutlich mit der Liebe legiert ist. Nur dann wirkt er entspannend, einladend, ansteckend. Und nur dann entwickelt er die Kraft, die berühmten Fünfe glaubhaft gerade sein zu lassen“ (W. Reifarh, zit. n. Schopp 2013: 164).

Literaturverzeichnis

- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Deutsche erw. Aufl. von Alexa Franke. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Buber, M., (1997), *Das Dialogische Prinzip*, Gerlingen: Verlag Lambert Schneider
- Buber, Martin (1998): *Alles wirkliche Leben ist Begegnung. Hundert Worte*. München/Zürich/Wien: *Verlag Neue Stadt*.
- Hartkemeyer, Martina et al. (1999): *Miteinander Denken – Das Geheimnis des Dialogs*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hartkemeyer, Johannes/Hartkemeyer, Martina (2005): *Die Kunst des Dialogs – Kreative Kommunikation entdecken*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Isaacs, William (2011): *Dialog als Kunst, gemeinsam zu denken. Die neue Kommunikationskultur in Organisationen*. Bergisch Gladbach: EHP.
- Klant, Michael (1983) (Hrsg.): *Schul-Spott. Karikaturen aus 2500 Jahren Pädagogik*. Hannover: Fackelträger-Verlag.
- Korczak, Janusz (1999): *Sämtliche Werke: Wie liebt man ein Kind. Erziehungsmomente. Das Recht des Kindes auf Achtung. Fröhliche Pädagogik. Bd. 4. Bearbeitet und kommentiert von Beiner, F./Ungermann, S.* Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Lechler, Walter H. (1997): *Gesund ist, wer noch krank werden kann. Interviews. Vorträge. Aufsätze. Schriftenreihe „Ansteckende Gesundheit“, Nr. 2*. Goch: Santiago-Verlag.
- Muth, Cornelia (1998): *Erwachsenenbildung als transkulturelle Dialogik*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.
- Reichert, Thomas (1996) (Hrsg.): *Buber für Atheisten: ausgewählte Texte*. Gerlingen: Lambert Schneider im Bleicher Verlag.
- Reifarh, Wilfried (1989): *Grenzüberschreitungen – Zur Praxis und Theorie selbsterfahrungsbezogener Lernprozesse*. Frankfurt am Main: Selbstverl.
- Scharmer, Claus O. (2011): *Theorie U – Von der Zukunft her führen. Presencing als soziale Technik*. 2., erw. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer.
- Schoneberg, Ulrike (2012): *Reflexion. 1. Modul. „Weiterbildung zur Dialogbegleiterin“*. Bonn (unveröff.).
- Schopp, Johannes (2013): *Eltern Stärken – die Dialogische Haltung in Seminar und Beratung. Ein Leitfaden für die Praxis*. 4., überarb. Aufl. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Trüb, Hans (1971): *Heilung aus der Begegnung. Eine Auseinandersetzung mit der Psychologie C. G. Jung*. 3. Aufl. Stuttgart: Klett.